



Sieh
mich
an

— ROMAN —

Mareike
Krügel

PIPER

klingseln. Im Nacken spüre ich eine Verspannung, die die Vorhut eines Migräneanfalls sein kann.

»Was ist denn hier los?«, fragt Alex gut gelaunt.

Er ist immer gut gelaunt. Und sollte er es einmal doch nicht sein, ist er auf eine derart angenehme Weise schlecht gelaunt, dass man es kaum glauben kann. Er ist das, was man einen Schwiegermuttertraum nennt – schon immer gewesen. Nur bin ich leider nicht seine Schwiegermutter.

Meine Nackenverspannung würde sich auflösen, das weiß ich, wenn ich jetzt nur für einen Moment alleine sein und eine Liste schreiben könnte. Irgendeine.

*

Ich stelle mich an den Herd, nachdem ich nachgesehen habe, wessen Anruf ich verpasst habe. Sissi. Ich schreibe zum To-do noch rasch dazu:

Sissi zurückrufen (dringend = keine Ausreden)

Alex schlendert vorbei, wirft einen Blick auf meinen Zettel und nimmt mir den Stift aus der Hand. Er schreibt:

Nicht vergessen: Kammerjäger anrufen wegen der Monster im Keller

Wir haben gar keinen Keller, und eigentlich sind meine Listen für alle anderen tabu, aber ich verzeihe Alex schon deshalb, weil er den Genitiv korrekt verwendet, obwohl er siebzehn Jahre alt ist in einer Zeit, in der die wenigsten Jugendlichen überhaupt das Wort Kasus kennen.

Gemüsesuppe kann man liebevoll oder zeitsparend zubereiten. Man kann frisches Gemüse zerschnippeln und je nach individueller Garzeit in Intervallen ins kochende Wasser geben. Man kann als Grundlage Suppengemüse verwenden, im Idealfall auf dem Wochenmarkt gekauft, am Biostand, direkt vom Bauern. Ich weiß das. Ich könnte es womöglich auch, so schwer ist das ja nicht. Aber nicht hier und nicht heute und vermutlich nicht mehr in diesem Leben. Ich streue pulverisierte Gemüsebrühe in das Wasser, das ich vorher im Wasserkocher heiß gemacht habe. Das Brühepulver schwimmt oben, unten kreisen kleine Kalkscheibchen, die vom Innern des Kochers stammen und sich hoffentlich gemeinsam mit dem Pulver auflösen werden, wenn ich nur genug rühre. Ich kühle das Wasser mit einem dicken Brocken Tiefkühlgemüse herunter. Jetzt heißt es warten, ab und zu nach dem Topf sehen und rühren. In dieser Zeit kann ich hundert andere Sachen erledigen, und ich glaube, dass dies genau der Grund ist, weshalb Suppen, Aufläufe und Schmorgerichte sich seit Generationen von Frauen so großer Beliebtheit erfreuen.

Wenn Costas kocht, sieht es ganz anders aus. Es käme ihm nicht in den Sinn, nebenbei noch die Einkäufe in die Regale zu räumen, das Wohnzimmer zu saugen, bei der Bank anzurufen oder auch nur die Arbeitsfläche abzuwischen, wenn er ein Gericht zubereitet.

Egal, wie lang die Wartezeiten sind. Er würde wahrscheinlich an meiner Stelle jetzt die Zeit nutzen, einen Salat oder einen Nachtisch vorzubereiten, der dann während des Essens à la minute durchziehen kann. Früher hat Costas oft für uns alle gekocht, abends, wenn er rechtzeitig von der Arbeit kam. Das war dann immer üppig, aromatisch, frisch, erstaunlich und mit viel Knoblauch. Die Kinder haben das geliebt, all das Fleisch, das er ihnen vorsetzte, all das Griechische daran, das sie an ihm bewunderten, auf das sie stolz waren. Bis Alex aus Gewissensgründen Vegetarier wurde und ihm dämmerte, dass sein Vater hier im Ort geboren und aufgewachsen war und sich die mediterrane Küche mithilfe von Kochbüchern angeeignet haben musste. Es hätte ihn schon viel früher stutzig machen sollen, dass es bei Oma Chara in Bochum immer nur Nudeln gegeben hatte.

Costas' Eltern zogen in die Nähe seines Bruders in den Ruhrpott, als sein Vater in Frührente ging. Das Haus hier oben war ihnen zu teuer und mühsam zu unterhalten, sie hatten genug von der Ostsee, vom kalten Wind und dem schräg fallenden Regen, genug von öligen oder rostigen Schiffen. Mein Schwiegervater sagt bei jeder sich bietenden Gelegenheit, dass er nie wieder einen Hafen sehen möchte. Beim Anblick von Entladekränen oder Passagierterminals bekomme er sofort Verdauungsprobleme, dreißig Jahre beim Hafenamt hätten ihn offenbar allergisch werden lassen. In Bochum ist er in dieser Hinsicht sehr gut aufgehoben. Dass wir ihn und seine Frau etwa zwei Mal im Jahr dort unten besuchen, ist eine Familienlegende, die wir uns gegenseitig regelmäßig erzählen. In Wahrheit sind wir seit drei Jahren nicht mehr bei ihnen gewesen. Und seit Costas in Berlin arbeitet, möchte ich die kostbare Urlaubszeit mit ihm noch weniger gern an Bochum verschwenden. Es ist schade für die Kinder, dass ihre Großeltern so weit weg wohnen. Mein Etwas und ich haben jedenfalls heimlich bereits geplant, das Familiengefüge in kommender Zeit ein bisschen ins Wanken zu bringen. Da tun sich oft völlig neue Chancen auf, wer weiß. Heinz, der viel von Familienaufstellungen hält, hat mir das schon häufig erklärt.

Heinz hat sich mittlerweile aufs Sofa gesetzt, um in Ruhe blass auszusehen, und er ist eine der Sachen, um die ich mich kümmern kann, während das ehemals heiße Wasser wieder wärmer wird.

Um ins Wohnzimmer zu kommen, muss ich durch den Flur gehen, vorbei an meinem Telefon und dem ewig riechenden Rattengehege. Durch die Badezimmertür höre ich das befriedigende Geräusch der Waschmaschine, da dreht sich eine Trommel, da wird gereinigt und gepumpt und mit voller Kraft gearbeitet. Der Schnitt des Untergeschosses ist eigenwillig, labyrinthisch. Ich kenne die Zimmeraufteilung der Nachbarhäuser, die zu ähnlicher Zeit gebaut wurden, und wundere mich immer wieder, wie viel mehr Sachverstand in deren Aufteilung zu stecken scheint. Alles, was an unserem Haus hübsch oder praktisch ist, hat Costas gebaut.

Ich nehme an, die meisten Architekten sind handwerklich einigermaßen geschickt. Sie

müssen Modelle bauen, jedenfalls während des Studiums, beschäftigen sich mit Materialien, Abmessungen und umsetzbaren räumlichen Lösungen. Andererseits geht vermutlich auch niemand davon aus, dass ein Chirurg ein besonders guter Tranchierer ist, wenn es an die Weihnachtsgans geht, oder ein Zahnarzt typischerweise geschickt darin, Legosteine aus Sofaritzen zu extrahieren. Costas immerhin ist – ob berufsbedingt oder nicht – einfallreich und fleißig, er hat in den ersten Jahren viel Arbeit und Fantasie in unser Häuschen gesteckt. Irgendwann musste das natürlich nachlassen, allerdings nimmt er seit einigen Jahren nicht einmal mehr die größten Reparaturen selbst vor. In eine Stufe zur Terrasse bin ich diesen Herbst mit dem Fuß eingebrochen, weil sie so vermodert war.

Es ist ein Backsteinhaus, das wir bewohnen, roter Backstein, schwarzes Dach, wie viele in dieser Gegend, die in den Siebzigern gebaut wurden. Es wirkt klein und hutzelig, besonders wenn man es mit den großzügigen reetgedeckten Häusern der ländlichen Gehöfte oder den vollverglasten neureichen Strandvillen vergleicht, die es hier außerdem reichlich gibt. Es hat eine erkennbare Wetterseite, an der Grünspan schneller entsteht, als man ihn wegschrubben kann, und steht ein ganzes Stück von der Straße aus nach hinten versetzt, sodass man einen langen Kiesweg entlangknirschen muss, wenn man uns besuchen möchte. Niemand, der einen ordentlichen Kiesweg vor dem Haus hat, braucht Bewegungsmelder oder eine Alarmanlage. Der Vorgarten steht voller Koniferen und wirkt dadurch auf norddeutsche Art abweisend, ohne mit unhöflichen Mauern oder selbstherrlichen Gitterzäunen zu arbeiten. Oft kommt es mir vor, als würde das Haus sich selbst genügen und aus den Geschäften der Welt nur allzu gern heraushalten. Costas ist hier groß geworden. Als seine Eltern nach Bochum zogen, haben wir ihnen das Haus abgekauft. Alex war gerade zwei Jahre alt, und es war unsere Chance auf ein Haus mit Garten in der Nähe von Lübeck, wo Costas einen Job hatte und ich noch an der Uni eingeschrieben war, weil ich an meiner Dissertation saß. Der Dissertation, an der ich offiziell noch heute sitze. Thema: *Wenn das Klavier mehr weiß als der Gesang – Das Verhältnis von Lyrik und musikalischer Umsetzung in den Liederzyklen der Romantik*. Es hatte ursprünglich ein anderes sein sollen, aber ich habe mich längst daran gewöhnt, dass das, was ich mir vornehme, und das, was das Leben zulässt, sich unterscheidet. Als ich zu meinem Doktorvater kam, um mit ihm mein Thema zu besprechen, lachte er mich aus.

»Clara Schumann?«, sagte er. »Glauben Sie im Ernst, das sei originell? Jeder Doktorand, der einen Rock trägt, kommt mit diesem Vorschlag zu mir, das sollte Ihnen klar sein. Wenn Sie über Frauen schreiben wollen, promovieren Sie in Gender-Studies. Aber wo Kunst gemacht wird, ernsthafte Kunst, und vor allen Dingen Musik, da finden Sie keine Frauen.«

Über achtzig Seiten, die ich bereits verfasst habe, liegen im oberen Stockwerk in den Schubladen meines alten Sekretärs und modern vor sich hin, genau wie die Stufen der Terrasse, die etwa zu der Zeit fertiggestellt wurden, als ich die Dissertation in die Schublade legte. Gelegentlich setze ich mich an den Sekretär, lese und beantworte E-Mails, schreibe Postkarten nach Neuseeland oder mache Notizen für meine Elementarkurse und

versuche, das schadenfrohe Flüstern meines Professors im Kopf zu ignorieren:

»Sehen Sie, Frau Theodoroulakis, das hätte ich Ihnen gleich sagen können.«

Heinz freut sich, dass ich mich zu ihm setze. Er nimmt sofort meine Hand und legt sie sich in den Schoß, wo er sie unermüdlich knetet, während er redet, als wäre eine Schleuse geöffnet worden.

Er erklärt mir, dass Theo Probleme mit den gängigen Rollenbildern habe, und zwar in der Hinsicht, dass sie für ihn nur in traditioneller Form zu existieren scheinen. Männer seien Cowboys oder Machos und beschäftigten sich mit Motorrädern, Frauen wollten Kinder, würden rosafarbene Chiffontücher und Boygroups mögen. Das ist insofern etwas schwer zu begreifen, als Theo früher einmal Susanne hieß. Und Heinz hieß Franziska und wohnte auch damals schon hier. Sein Mann verließ ihn und nahm den gemeinsamen Sohn mit, und Franziska blieb in ihrem Haus und verwandelte sich nach und nach in Heinz. Irgendwann brachte Heinz Theo mit, der seine Umwandlung noch vor sich hatte und der gesamten Nachbarschaft einiges zum Grübeln aufgab. Vor vier Jahren dann feierten sie ein großes Grillfest anlässlich der offiziellen Kerl-Werdung von Theo. Der habe die meiste Zeit seines Lebens, so erklärt mir Heinz jetzt, ohne meine Hand dabei loszulassen, versucht, ein gutes Mädchen zu sein, habe mit Barbiepuppen gespielt und fehlerfreie Diktate abgeliefert, habe sich die Haare wachsen lassen und sei Altenpflegerin geworden. Er mache eben alles hundertfünfzigprozentig. Und von dem Moment an, da Susanne Theo geworden sei, habe er sich Mühe gegeben, ein echter Kerl zu werden, und das beinhalte seiner Meinung nach leider auch, Elektrogeräte und Fahrzeuge zu reparieren. Den Aufsitzmäher hat Theo sich selbst zum Geburtstag geschenkt, diesen Herbst erst, kurz bevor die Mähseason zu Ende ging. Heinz war dagegen, er hat ihm demonstrativ nur Wollsocken und Rasierseife auf den Gabentisch gelegt und ist auch nicht mit zum Baumarkt gefahren, um das gute Stück auszusuchen, denn manchmal hat Heinz so ein Gefühl, er ist da irgendwie hellseherisch, was ihn letztlich ja auch zu einem so guten Homöopathen macht. Theo also mähte und mähte – der Herbst war ungewöhnlich regenarm in diesem Jahr – und war glücklich wie lange nicht mehr, ihn nervte lediglich die eingebaute Sicherung, die den Motor abstellt, sobald man heruntersteigt. Aber für jemanden wie Theo stellt eine mickrige Sicherung kein Hindernis dar, er überbrückte kurzerhand die Schaltung und kann seitdem den Motor beliebig lange laufen lassen, auch wenn er nur mal absteigt, um einen Rechen aus dem Weg zu räumen. Was er allerdings an einem Vormittag wie diesem an seinem Aufsitzmäher zu schaffen hatte, weiß auch Heinz nicht. Tatsache ist wohl, dass der Morgen zwischen ihnen beiden ziemlich unrund verlief und daher anzunehmen ist, dass Theo aus therapeutischen Gründen seine Mähmaschine aufgesucht hat, denn nichts tröste und beruhige ihn mehr als eine gelungene Reparatur oder Wartung, so Heinz, und daher gibt er sich eine Mitschuld am Verlust des Daumens, und als sein Blick daraufhin nach unten wandert und in seinem Schoß meine intakte Hand erfasst,

muss er doch noch einmal aufstehen und zur Toilette rennen.

Ich nutze die Gelegenheit, eile in die Küche und ertappe gerade noch die Suppe bei einem Ausbruchsversuch. Der Deckel auf dem Topf klappert so heftig, dass ich fürchte, er müsse gleich abfallen, und im Topf schäumt und zischt es, dass einem angst und bange werden kann. Wenigstens erwartet von mir niemand ein perfektes Essen. Ich drehe die Temperatur der Herdplatte runter und halte widerwillig einen Löffel in die Angelegenheit, um abzuschmecken. Ich weiß, es wird nicht köstlich sein, mein Ziel ist nur: akzeptabel. Es schmeckt aber nicht akzeptabel, sondern fade und traurig. Ich lasse den Blick über das Gewürzregal schweifen auf der Suche nach Inspiration. Dann gebe ich noch mehr Gemüsebrühe hinzu, eine Prise Muskat, Pfeffer und einen halben Löffel von einer Kräutermischung mit dem schönen Namen *Sibylles magisches Küchengeheimnis*, die ich einmal von meiner Schwester geschenkt bekommen habe. Ich finde, danach schmeckt es besser, und decke den Tisch.

Eine seltsame Familie geben wir ab, als wir uns zum Essen setzen. Ich habe ins obere Stockwerk gerufen, Heinz ist gleichzeitig aus dem Badezimmer gekommen. Alex war so nett, seine Schwester mitzubringen. Es ist sinnlos, nach ihr zu rufen, man muss sie in ihrem Zimmer aufscheuchen und so lange überwachen, bis sie den Weg in die Küche gefunden hat. Er übernimmt das meistens, wenn er zu Hause ist, ohne dass ich ihn darum bitten muss. Als Alex sich setzt, summt er vor sich hin, und ich versuche, einfach nicht zuzuhören. Seine Ohrwürmer sind stärker als meine, und ich will sie nicht haben.

Helli hat ihr Smartphone mitgebracht und hebt den Blick nicht einmal vom Display, um ihren Stuhl zu orten. Sie setzt sich einfach und trifft auf wundersame Weise mit dem Hintern die Sitzfläche. Wahrscheinlich könnte ich das auch, wenn ich lange genug trainierte, aber ich bin nicht sicher, ob es eine erstrebenswerte Fähigkeit ist, so viele Dinge gleichzeitig zu machen und nichts davon richtig und gut. Je älter man wird, desto mehr trachtet man üblicherweise danach, sich zu fokussieren und dem Moment achtsam zu begegnen. Eine ganze Industrie von Coaches, Seminarangeboten und Ratgebern lebt von uns alternden Menschen, denen die Zeit davonrennt, sodass sie hoffen, durch Innehalten und Reduzieren den verbleibenden Rest wertvoller zu machen. Es ist einer der Gründe, weshalb ich mein altes Mobiltelefon nicht hergebe. Ich muss die Möglichkeiten, erreichbar und ablenkbar zu sein, minimieren, denn sie verflachen die Momente, degradieren sie zu einer Variante von vielen und nehmen ihnen jede Zwangsläufigkeit und Tiefe. Trotzdem horche ich insgeheim in Richtung Flur, weil ich hoffe, dass Costas mir aus Fürsorglichkeit bald noch eine Mittags-SMS sendet. Zwar werde ich weiterhin kurz angebunden sein und ihn schmoren lassen, denn das richtet mich auf und gibt mir ein Gefühl von Kontrolle, die ich in Wirklichkeit nicht habe, weder über ihn noch sonst jemanden. Aber natürlich sehne ich mich nach ihm und seinen kurzen Nachrichten. Je länger er fort ist, desto jünger wird er in meiner Fantasie, und kurz bevor er in der Tür steht, ist er zum Costas unserer Studienzeit